

Ein Theater-Dramatiker von Wilhelm Tell.

Sachsen ist bekanntlich das Land, wo nicht nur die schönsten Mädchen, sondern auch die größten Theater-schmieren wachsen. Eine solche trieb auch vor etwa dreißig Jahren unter der Direction des Herrn Thomas Breitkopf in dem idyllisch gelegenen Köpchenbrada ihr Unwesen, und man kann füglich behaupten, daß sich auch heute noch nichts darin geändert, denn noch immer werden dort die erischtedlichsten Breitelhuten verübt. Die Gesellschaft des Herrn Directors Breitkopf war klein, aber gewählt, sie bestand fast nur aus Verwandten, und selbst diejenigen, welche sich dieser Ehre nicht rühmen durften, konnten auf eine lang-jährige Thätigkeit zurückblicken, so daß die jugendliche Naive, nicht nur die beliebteste, sondern auch die beliebteste Dame der Gesellschaft — sie wog 175 Pfund — alljährlich fünf bis sechs mal ihr vierzigjähriges Künstlerjubiläum feiern konnte.

Aber alle seine Lämmlein, ob Verwandte oder Nichtverwandte umfachte Breitkopf mit gleicher Liebe und Gerechtigkeit, er zahlte nämlich Allen, ohne Unterschied des Glaubens und des Alters, keine Gage, ein Prinzip, das er seit Beginn seiner Directorsthätigkeit konsequent ausübte. Nur ernste Mahnungen und das eventuelle Versprechen, man werde ihm die Knochen im Leibe zerbrechen, konnten ihn zu einem Vorstoße veranlassen, der aber niemals die Gabe von „füßen Reigroschen“ überstieg.

Man sieht also, daß der Biedermann des Beinamens, dessen er sich unter seinen Mitgliedern erfreute, und der: „Der dramatische Schinderhannes“ lautete, nicht unwürdig war.

Eines Tages aber hatte ein fürchterlicher Schlag den edlen Hestiarrenführer betroffen; sein erster Held war ihm durchgegangen, und der Biedermann mußte selbst nach Viena reisen, wo es ihm gelang, in der Person eines Liebhaber-Kramer-mimenden Barbiergehilfen die fehlende Kraft zu acquiriren, deren bedeutende dramatische Begabung sich schon darin dokumentirte, daß sie ein schwarzes und ein weißes Tricot besaß. Durch das Verschlingen einer Monats-gage von zehn Thalern Courant sowie eines Vorstoßes von „füßen Reigroschen“ ließ sich der Barbiergehilfe verleiten, seinem jedenfalls einträglichen Berufe untreu zu werden und reiste mit seinem neuen Gebieter nach Köpchenbrada. Schön war er nicht, der neue Held, im Gegenheil, selbst der wohlwollendste Beobachter konnte nichts heldenhafes an ihm entdecken. Er war klein, ein wenig verwachsen, und sein Haupt zierte ein stattlicher Büschel rother Haare, aber wenn auch seine Gestalt nur klein war, so war seine Nase desto aufsehenswerth, ein fatischer Gabel, dessen Spitze verwegene Westen ragte, so daß man dem Jüngling nie hätte zumuthen dürfen, der Nase lang zu gehen.

Diesen negativen Anomus stellte der „Chef“ nun seiner Künstler-schaar mit den Worten: „Der neue erische Held“ vor, worauf dieser keine Verhinderung mit den dramatischen Gepflogenheiten dadurch bewies, daß er vor versammeltem Kriegsvolk den Vorstoß von „füßen Reigroschen“ bestrich. Doch der Director mußte dieses lächerliche Gebahren in die gebührenden Schranken zurückzuweisen, indem er mit mildmüthigem Lächeln bemerkte: „Aber freundschaftlich, ich meine Sie doch noch gar nicht; erische zeigen Sie mal, was Sie können, denn kriegen Sie auch Vorstoß. Morgen Abend schielen Sie den „Wilhelm Tell“ dann wollen wir wieder sehen.“ „Den Tell?“ hauchte der dramatische Schaumfänger.

„Na ja, der ist doch sehr leicht zu lernen, und hab' auch bloß einen Vogen!“ Sprach's, sah sich ob dieses vorläufigen Theatererzuges triumphirend im Kreise um und schritt stolz von dannen.

„Den Wig mit Tells Vogen haben schon die Muster-spieler in Viena berg im fünfzehnten Jahrhundert gemacht!“ meinte der Komiker höhnlich und kniffte das neue Mitglied vertrauensvoll in den Rücken. Dieses sah den Kollegen ehrsüchtig von der Seite an, denn wenn es auch mehr als zweifelhaft war, daß die Muster-spieler „Wilhelm Tell“ gekannt haben sollten, so imponirte ihm doch alles mysteriöse riesig. Das Mysteriöse aber war ihm für den Augenblick, wie er seinen Hunger stillen sollte: doch auch dieses Geheimniß ward ihm klar, denn als er sich in die Dienstwohnung des dramatischen Vandenführers verfügte, und dort etwas stürmisch die Summe von wenigstens „fünf Reigroschen“ forderte, gab ihm der Director allerdings kein Geld, zog ihn aber großmüthig zur Tafel, auf welcher neuer Dering und dito Kartoffeln prangten. Allerdings war die Theilung etwas breiten Mund, ohne auf die schändlichen Blide des Anglücklichen, der den Seebewohner mit wahren Gluthaugen umfachte, die geringste Rücksicht zu nehmen. Und doch war dieser Tag kein verlorener in dem Leben unerses Helden, denn er lernte in dieser denkwürdigen Stunde außer der übrigen Familie des „Chefs“ auch dessen hochselbige Tochter kennen, die zwar nicht mehr ganz neu, aber noch recht gut erhalten war — (sie zählte nach

ihrer eigenen Angabe achtzehn Jahre, jedenfalls hatte sie das Zahlen recht spät gelernt) und dem neuen ersten Liebhaber die freudigsten Blicke zuwarf. Leider aber erfolglos; denn „Wilhelm Tell“ war eine durch und durch profanische Natur, was schon daraus hervor-lehrt, daß er sich vom Director in ziemlich bräutler Weise mit den Worten verabschiedete: „Aber das sag' ich Sie, gleich morgen Abend nach dem erschenen Alte will ich die füßen Reigroschen ham!“

Am nächsten Abend war die Scheune fast ausverkauft, denn der Titel „Wilhelm Tell“ oder „Der bäre Landvogt“ hatte „gezogen“. Punkt 9 Uhr begann die Vorstellung, deren Anfang auf präzis 1/2 Uhr festgesetzt war. Der Vorhang rauschte auf und zeigte eine Walddecoration, deren einzelne Bäume am Hauptstamm zu leiden schienen, denn sie zeigten an verschiedenen Stellen nicht unbedeutende Löcher. Dies war übrigens nach Ansicht der Direction streng historisch, denn was wußten die alten Schweizer in jenen primitiven Zeiten von architektonischen Schönheiten? Hätte sich übrigens Jemand darüber gewundert, daß der Bierwalschütter See plötzlich zum Wald geworden, so war auch dafür eine Erklärung vorhanden. Der See lag eben weiter hinter, in der Koulisse. Eben so sinnig war auch die Art, wie der Theaterleiter die Landensbergischen Weiler darstellte. Die-felben verkörperten nämlich das jüngste des Chefs, indem er hinter der Scene aus Leibsträßen mit den Füßen trawelte und dazu munter wiederholte, was den Vorzug hatte, daß man von den Worten der Darsteller keine Silbe verstand. Daß übrigens so unbedeutende Rollen, wie der alte Attinghausen, Kundenz und Walter Fürst einfach heraus-gestrichen waren, ermahnte ich nur nebenbei, sie hielten nach Ansicht des dramatischen „Schinderhannes“ nur die Handlung auf.

So war man bis zum dritten Akt gekommen, und Schinderhannes, der bis zum zweiten Akt an der Kasse gesessen, und sich jetzt in den „Gezier“ stürzte, hatte es bis dahin mit allglat-ter Gewandtheit verstanden, sich allen Forderungen seines ersten Helden glück-lich zu entziehen, ja, selbst die Drohung des rabiaten Künstlers: „Wenn ich tee' Geld kriegen, giebt Sie's a Unglied.“ blieb ohne Wirkung.

Der Akt sollte eben beginnen, als sich auf der Bühne ein fürchterlicher Lärm erhob.

„Was is'n los?“ brüllte der Director und stürzte in Tricot und einem Wirtelstiefel an den Füßen, auf die weltbe-deutenden Bretter.

„Wo is'n der Vogen?“ schrie der Held.

„Was denn für a Vogen?“

„Na, der Vogen, mit den ich'n Abbel schießen soll!“

„Derrjesel!“ schobte der Director, „weß Knedden, mer ham den Vogen vergesen!“

Allgemeines Entsetzen! Keiner wagte auch nur zu atmen, da fuhr dem Director ein genialer Gedanke durch den Kopf.

„Kinder!“ rief er, „ich habbe's, mer sein gereddet; Se nehmen ganz einfach das Redebirgwech, das da ip der Ede schobd.“

„Aber das is doch tee' Vogen nich!“ protestirte der Held.

„Das ist egal, a Vogen is doch a Gewehr!“ schloß der Director die De-batte, und Tell mußte sich zufrieden geben. Der Akt begann, und Gezier war talentvoll genug, die Worte Schil-lers entsprechend zu bearbeiten, wie fol-gende Stichprobe beweist:

„Du bist ein Meister auf dem Schieß-gewehr, Man sagt, Du nahnst es auf mit jedem Artilleristen!“

Eine etwas lächerliche Wendung, die jedoch ihre Wirkung nicht verfehlte. Alles ging gut, Tell thatte los, was weit übender wirkte, als ein Lumpiger Armbrustschuß, der Affel fiel und der Vorhang folgte ihm nach, nachdem der Landvogt den kühnen Schützen ge-fragt hatte, was er mit der zweiten Ba-ttrone gemeint habe. Nur ganz neben-sächlich erwähnte ich noch, daß der Affel nach der Vorstellung verlost werden sollte, was indessen an diesem Abende eingetretener Hindernisse wegen — die jugendliche Naive konstatierte nämlich mit Entsetzen, daß einer ihrer Entel ihn verpöcht hatte — nicht stattfinden konnte.

Nach dem Akte wiederholte sich übri-gens dieselbe Scene; wieder beehrte der Held stürmisch Vorstoß, wieder blieb der Director auf beiden Ohren taub — wieder hieß es: Ich sag' Sie's vorher, es giebt a Unglied. Und richtig, Tell hielt Wort — Staufacher hatte Baum-garten eben versichert, daß der gute, „olle“ Attinghausen tot sei, und seine letzten Worte: Seid einig, einig, einig! gewesen waren; Tell hatte an Eidesstatt erklärt, er müsse durch diese hohe Gasse — oder wie er in echt Vienaer Dialekt sagte — durch diese hohe „Kasse“ kom-men, und Gezier trat in Begleitung von Rudolf dem Harsas auf. Mit ausgiebiger Hilfe des Souffleurs war er glücklich zu der Stelle gelangt:

„Ein neu' Gezeß will ich in diesen Landen verkünden; ich will —“

Bei diesen Worten ward Gezier be-kanntlich von Tell erschossen; aber wenn auch Gezier wollte, Tell wollte augen-scheinlich nicht, denn er rührte sich nicht von der Stelle. Noch einmal wiederholte der Landvogt seine Drohung,

doch alles blieb stumm wie zuvor; da endlich, als der Director den Helden mit den Worten: „Glender Kerl, schied doch!“ zu energischem Handeln auffor-derte, trat dieser mit dem Gewehr auf den Landvogt zu und sprach die in-haltsschwere Sentenz: „Sol Du cländ-der Zwendwum, Du mensh, ich werde Dich erschiesen, nu nee, leben bleibde, Du Hallunk, und nich eber sollde scherden, als bis Du mir meine füßen Reigroschen geham habd! Adje!“ Sprach's, verpöcht dem Landvogt Ge-zier einen höchst respektvollen Stoß vor den Bauch und verstand in der Koulisse, während der Director mit dem Aufschrei: „Das war Sie Tells Ge-schö!“ zusammenbrach und die Kasse in Gestalt der Frau Directorin bernie-derstiegen.

Raum aber war der Vorhang gefal-len, als der „Chef“ während in die Koulisse stürzte und Tell schied. Dieser aber war dem Jorne des Gewaltigen entflohen, und man mußte sich wohl oder übel entschließen, den fünften Akt ohne den „Schütz und den Erretter“ zu geben. Das Experiment gelang auch; es ging alles gut, und man hätte ge-tröstlich zur Auslösung des oben erwähnten Affels schreiten können, wenn derselbe noch vorhanden gewesen wäre.

Der Held des Abends war noch in derselben Stunde nach Viena (sprich Varna) zurückgewandert und hatte sei-nen bisherigen Lehrern, den er so schide verlassen, himmelhoch im Ver-zeihung gebeten. Mit tausend Eiden hat er es versprochen, je wieder in sei-nem anstrengende Arbeit durch seine Diener verrichten. Wenn Sie mit meinem Fräulein tanzen wollen, so wird es mir sehr angenehm sein. Es ist ein liebes Mädchen.“

Kurt verbeugte sich, nahm Blog und betam ein Glas Bowle. Da war ordentlich Selt drin. Es muß doch schön sein, so viel Geld zu haben! Gleich darauf kam das „Fräulein“ am Arm ihres letzten Tänzers angefan-gert; sie trug fast dieselbe Toilette, wie das „gnädige Fräulein“, nur ohne Brillanten, hatte eine ähnliche schlan-te Sportfigur, nur weich und biegsam, ein hübsches, leicht gebräuntes Gesicht, glänzende Augen, Mausegänghen.

Kurt seufzte wieder. Warum war sie es nicht? Immer das alte Bech! Er tangte mit dem „Fräulein“, bis der letzte Gegenstrich verlungen war. Seit seiner letzten Leutnantszeit hatte er nicht so köstlich getanz. Auch wußte er nun schon ihre ganze Lebensgeschichte. Ihr Vater hatte sich als der Stallmeister im Dienste des Herrn v. Nagy den Hals gebrochen. Die Tochter fand eine Ver-sorgung durch das „gnädige Fräulein“.

Dieses sah geduldig bei der Bowle. Fräulein von Nagy sah es gerne, wenn ihre Gesellschaftlerin sich recht amünte. Das war ein reizender Zug von dem „gnädigen Fräulein“, welches übrigens eine Weltreise plante.

„Am besten ist es, morgen abzu-reisen“, sagte sich Kurt, als er zu Bette ging, „sonst verliere ich mich in dieses süße Mädel, das kein Geld hat.“ Am folgenden Tage jedoch änderte er seine Meinung.

Warum sollte er sich und dem armen „Fräulein“ nicht ein paar fröhliche Tage gönnen. Was hatte sie vom Leben, von ihrer Jugend und Schön-heit? So um den Erdball geschleift zu werden, das ist auch nicht gerade ein Vergnügen.

Und was stand ihm bevor? An den Pferde-zähnen des Fräulein von Nagy hatte er wieder erlangt, daß er für eine Gelds- und Vernunfttheatrisch nicht geeig-net war.

Das „gnädige Fräulein“ war ein Ideal in ihrer Art, das ließ sich nicht leugnen. Sie war so gülig zu ihrem Fräulein, denn schon am folgenden Abend erlaubte sie dem „Fräulein“, mit Herrn von Bennewitz eine Boot-fahrt zu machen. Ihr selbst machte das kein Vergnügen, weil es zu gewöhnlich war. Sie dachte an den Niagara und an die Nil-Katarakte. Und es war auch eine ganz gewöhnliche Wasserfahrt auf dem glatten See, während die Sonne eben ihre letzten rothglühenden Feuer-fäulen auf die leicht bebende Fluth warf. Sehr hübsch, aber ganz alltag-lich! Nur, daß Kurt sich bei dieser Ge-legenheit vollends verliebte. Hoff-nungslos, abgrundtie! Und dieses Mädchen hatte kein Geld und war nicht einmal schön. Aber sie hatte so etwas an sich — eine strahlende Lebensfreude, ein köstliches Selbstbewußtsein, einen Sonnenstrahl im Auge, ein Frühlings-Sinfonie im Lachen!

„Gott beschütze mich“, sagte er an diesem Abend zu sich selbst, wie ein ein-fältiges Kind, denn er liebte, wie er nie geliebt, und wußte nicht, was daraus werden sollte.

Am folgenden Nachmittag gab es wieder eine Kaderpartie, diesmal bei grauem Himmel und schaumgetränkten Wellen.

Das „gnädige Fräulein“ war bei einer leichten Bowle auf der Terrasse der Pension sitzen geblieben. Und als die beiden, trotz des kühlen Wetters, mit glühenden Wangen zurückkehrten, sah sie mit unveränderter Miene auf demselben Fleck.

Kurt fühlte sich ganz bekommen, denn das „gnädige Fräulein“ hatte doch nur einmal das Schicksal seiner Braut bis zu einem gewissen Grade in der Hand. Wie armelig war die „Ver-sorgung“, die er bieten konnte, gegen die bei der reichen jungen Dame, die niemals heirathen wollte. Sie befürch-

war die Tochter eines österreichischen Kernschiffers, Waite.

Nun aber hatte er sie — die Dame, die dort auf der Estrade allein an einem Tische saß, in sehr ungepungener Haltung, in einem sehr einfachen, weichen Kleide, welches jedoch am Halse mit einer prachtvollen Brillantbroche verschlossen war. Als sie das Bowle-glas nahm, ananasduftend, das neben ihr stand, funkelte ein prachtvoller So-litär an ihrem Ringfinger: die war es!

Sie sah aus wie dreifig wenigstens, das Gesicht nicht uninteressant, aber mit ledernem Teint — vielleicht vom übermäßigen Sport — die Figur bager und edig, das Haar farblos. Kurt seufzte.

Ja, sein altes Bech! Wenn eine Geld hatte und zu haben war, dann geniel sie ihm sicher nicht. Aber was? Er konnte sich ja auch irren! Also ran!

Er trat heran mit der kühnen Behauptung, schon in Wiesbaden die Ehe ge-habt zu haben u. i. w.

Sie mühte ihn mit kühlem Lächeln, wobei er bemerkte, daß sie sogenannte Pferde-jähne hatte, jene großen Vorder-zähne, die den schönsten Engländerinnen eigen sind. Jedenfalls sind sie immer echt, diese Zähne.

Mit der Herablassung einer Königin sagte das Fräulein, daß er sich irren. In Wiesbaden sei sie nie gewesen. Auch tanze sie nicht.

„Es ist mir zu kindlich“, sagte sie, „ich muß immer an den indischen Für-sten denken, der da meinte, er liebe anstrengende Arbeit durch seine Diener verrichten. Wenn Sie mit meinem Fräulein tanzen wollen, so wird es mir sehr angenehm sein. Es ist ein liebes Mädchen.“

Kurt verbeugte sich, nahm Blog und betam ein Glas Bowle. Da war ordentlich Selt drin. Es muß doch schön sein, so viel Geld zu haben!

Gleich darauf kam das „Fräulein“ am Arm ihres letzten Tänzers angefan-gert; sie trug fast dieselbe Toilette, wie das „gnädige Fräulein“, nur ohne Brillanten, hatte eine ähnliche schlan-te Sportfigur, nur weich und biegsam, ein hübsches, leicht gebräuntes Gesicht, glänzende Augen, Mausegänghen.

Kurt seufzte wieder. Warum war sie es nicht? Immer das alte Bech! Er tangte mit dem „Fräulein“, bis der letzte Gegenstrich verlungen war. Seit seiner letzten Leutnantszeit hatte er nicht so köstlich getanz. Auch wußte er nun schon ihre ganze Lebensgeschichte. Ihr Vater hatte sich als der Stallmeister im Dienste des Herrn v. Nagy den Hals gebrochen. Die Tochter fand eine Ver-sorgung durch das „gnädige Fräulein“.

Dieses sah geduldig bei der Bowle. Fräulein von Nagy sah es gerne, wenn ihre Gesellschaftlerin sich recht amünte. Das war ein reizender Zug von dem „gnädigen Fräulein“, welches übrigens eine Weltreise plante.

„Am besten ist es, morgen abzu-reisen“, sagte sich Kurt, als er zu Bette ging, „sonst verliere ich mich in dieses süße Mädel, das kein Geld hat.“ Am folgenden Tage jedoch änderte er seine Meinung.

Warum sollte er sich und dem armen „Fräulein“ nicht ein paar fröhliche Tage gönnen. Was hatte sie vom Leben, von ihrer Jugend und Schön-heit? So um den Erdball geschleift zu werden, das ist auch nicht gerade ein Vergnügen.

Und was stand ihm bevor? An den Pferde-zähnen des Fräulein von Nagy hatte er wieder erlangt, daß er für eine Gelds- und Vernunfttheatrisch nicht geeig-net war.

Das „gnädige Fräulein“ war ein Ideal in ihrer Art, das ließ sich nicht leugnen. Sie war so gülig zu ihrem Fräulein, denn schon am folgenden Abend erlaubte sie dem „Fräulein“, mit Herrn von Bennewitz eine Boot-fahrt zu machen. Ihr selbst machte das kein Vergnügen, weil es zu gewöhnlich war. Sie dachte an den Niagara und an die Nil-Katarakte. Und es war auch eine ganz gewöhnliche Wasserfahrt auf dem glatten See, während die Sonne eben ihre letzten rothglühenden Feuer-fäulen auf die leicht bebende Fluth warf. Sehr hübsch, aber ganz alltag-lich! Nur, daß Kurt sich bei dieser Ge-legenheit vollends verliebte. Hoff-nungslos, abgrundtie!

Und dieses Mädchen hatte kein Geld und war nicht einmal schön. Aber sie hatte so etwas an sich — eine strahlende Lebensfreude, ein köstliches Selbstbewußtsein, einen Sonnenstrahl im Auge, ein Frühlings-Sinfonie im Lachen!

„Gott beschütze mich“, sagte er an diesem Abend zu sich selbst, wie ein ein-fältiges Kind, denn er liebte, wie er nie geliebt, und wußte nicht, was daraus werden sollte.

Am folgenden Nachmittag gab es wieder eine Kaderpartie, diesmal bei grauem Himmel und schaumgetränkten Wellen.

Das „gnädige Fräulein“ war bei einer leichten Bowle auf der Terrasse der Pension sitzen geblieben. Und als die beiden, trotz des kühlen Wetters, mit glühenden Wangen zurückkehrten, sah sie mit unveränderter Miene auf demselben Fleck.

Kurt fühlte sich ganz bekommen, denn das „gnädige Fräulein“ hatte doch nur einmal das Schicksal seiner Braut bis zu einem gewissen Grade in der Hand. Wie armelig war die „Ver-sorgung“, die er bieten konnte, gegen die bei der reichen jungen Dame, die niemals heirathen wollte. Sie befürch-

te nämlich, nur wegen ihres Geldes genommen zu werden. Und Kurt meinte im Stillen, daß ich darin nicht Unrecht hätte.

Sein Schicksal war entschieden. Er hatte sich verlobt, wollte den Dienst quittiren und ein ganz einfacher, ge-wöhnlicher Arbeitsmensch werden. Ja, er fühlte es ganz deutlich, daß dies seine eigentliche Bestimmung gewesen war. Seine Gläubiger mochten sich mit dem Untel abfinden, wofür dann Kurt auf jede Unterstützung verzichteten wollte. Wie einfach war dies Alles, und wie froh war er — die Mitgift los zu sein!

Mit dem warmen, herzlichen Ton, den er für gewöhnlich nur mühsam ver-leugnete, erzählte er dies alles dem „gnädigen Fräulein“, während das „Fräulein“, strahlend vor Glückselig-keit, neben ihm saß.

„Das ist ja sehr schön von Ihnen“, sagte Irma von Nagy, „daß Sie ein armes Mädchen heirathen wollen — aber —“

„Ich weiß alles, was Sie einwen-den wollen, Gnädigste“, unterbrach er indes, „ich freue mich, daß sie keine Mitgift hat! — Es wäre mir eine un-erträgliche Empfindung, eine Mitgift zu erbeirathen. Ich bin mir ganz klar darüber.“

„O Sie Aermster! Welche Enttäus-chung für Sie, den edlen, waschechten Idealisten! Denn dieses arme Mädchen, das Sie grundtätlich lieben, besitzt ein Paarvermögen von 200,000 Mark. Gerade darum reißt sie so gern In-toguito, um zu erproben, ob sie als armes „Fräulein“ geliebt werden würde!“

„Es wurde dem armen Kurt etwas schwindlig.“

„Die Gnädigste — belieben zu scher-zen“, flammelte er.

„Durdau nicht“, verfeigte sie loto-nisch, „nur müssen Sie das arme Kind schon so nehmen, wie es ist, mit dem — Geldd!“

Dabei lachte die wirkliche Irma von Nagy — toll vor Glück und Freude. Denn bisher hatte die verkleidete Prin-zessin keinen Bewerber gefunden, auf seiner Intoguito-Reise! Zum ersten Male war sie geliebt worden, um ihrer selbst willen. Kurts Traum von der armen Braut zerfiel rasch. Die Spu-ren waren nicht schmerzlich. — Er ergab sich in das Unvermeidliche!

Der Valuschk von Funafuti. Im „Globus“ ist zu lesen: Die letzte Expedition nach der Südseeinsel Funafuti zur Tiefbohrung der Korallenriffe hat auch eine belangreiche zoologische Entdeckung im Gefolge gehabt. In der Monographie über das Atoll von Funafuti, welche vom Museum in Sydney veröffentlicht wurde, erwähnt Herr C. R. Waite einen großen unbestimmten Fisch, der den Eingeborenen unter dem Namen „Balu“, den Hän-dlern als „Celsich“ bekannt war. Nach Angabe von L. Bede sollte ein erwach-sener Balu bis 150 Pfund schwer und 2 Meter lang werden; durchschnittlich fand sie 1 Meter lang und 40 bis 60 Pfund schwer. Jeder Theil von ihm ist eßbar; auch der Kopf und die Knochen werden geleeartig weich, wenn man sie kocht. Das Fleisch des Balu fault nie, wenn man es ungekocht läßt, sondern löst sich in ein farb- und geruchloses Gel auf. Das große Ansehen des Balu bei den Eingeborenen mag darauf zu-rückzuführen sein, daß sein Fleisch ein schnell wirkendes und kräftiges Abführ-mittel ist. Er ist ein Tiefseefisch, der gewöhnlich in Tiefen von 120 bis 200 Faden in der Nacht mit großen Fisch-balen gefangen wird. Der letzte Ex-pedition nach Funafuti gelang es nun, einen Balu zu erhalten, und Herr Waite erkannte darin den längst be-kannten Fisch Ravettus pretiosus, der aber bisher nur vom nördlichen At-lantischen Ocean unter dem Namen „Celsolar“ bekannt war und im Sep-tember und Anfang Oktober Nachts in Tiefen von 300 bis 400 Faden ge-fangen wurde. Seine geographische Verbreitung ist also sehr weit nach Süden ausgedehnt.

Erzählung. „Was, das soll ein Out sein? Das ist ja ein Dede!“

Ladenbesitzerin (beleidigt): „So! dann paßt er ja ganz gut auf eine alte Schachtel!“

Plappermäulchen. „Wo ist denn die Rama hin-gegangen?“

„Sie sind gerade so wie der Papa, Sie möchten auch immer wissen, wo Rama hingehit, sie sagt's ihm aber nicht.“

Voshaft. „Man hört Sie ja gar nicht mehr singen, Fräulein Emma!“

„Der Arzt hat's mir streng unter-sagt.“

„Der wohnt wohl in Ihrer Nachbar-schaft?“

Bedenklich. „Vor mehreren Jahren war ich dermaßen in ein junges Mädchen verliebt, daß ich wie ein Blodfischer herumlief.“

Dame: „Ach, Sie Aermster! Und davon haben Sie sich noch immer nicht erholt?“

Oh weh! Volkredner: „Von den zwei harten Giern habe ich Kopfschmerzen be-kommen.“

Freund: „Dann hätten Sie sie nicht essen sollen.“

Volkredner: „Ich hab' sie ja gar nicht gegessen; es hat sie mir einer an den Kopf geschmissen.“

Nicht nötig. 1. Offiziersgattin: „Dein Mann soll in die Lustfischer-Abtheilung ver-setzt werden?“

2. Offiziersgattin: „Ach nein, der ist schon so windig genug.“

Aus einer Vertheidigungsrede. Vertheidiger (eines Diebes): „... und ferner bitte ich die Herren Geschworenen, zu berücksichtigen, daß mein Klient in demselben Moment, als er die Ge-festeten aus dem Schrank nahm, selber von dem herbeigeeilten Inhaber durch die Geisteskraft des Schrankes geklemmt wurde.“

Voshaftes Urtheil. Junger Mann: „Nachdem Sie meine schriftlichen Arbeiten gelesen haben, für welchen Zweck der Schriftstel-leri würde ich wohl die beste Quali-fication haben?“

Doktor: „Nachdem, was ich in Ihrer Arbeit bemerkt, dürften Sie sich vor-züglich zum Abschreiber eignen.“

Auch: Dame: „Haben Sie auch schon das Gefühl empfunden, daß Sie Ihre Sor-gen gern in Worten ausdrücken möch-ten, es aber nicht können?“

Student: „O ja! Ich wollte mal um Geld nach Haupte telegraphiren, hatte aber nicht das Geld für die Depesche.“

Infognito.

Novelle von R. Kapff-Offenher.

Kurt von Bennewitz lehnte sich be-gladigt in seine Coupee-Gee zurück und trank ein Glas Portwein nach dem anderen, welches ihm auf dem bekann-ten Klappstisch am Fenster servirt wurde.

Dennoch war ihm eigentlich nicht be-gladigt zu Muth. Zwar, er hielt sich — ehrlich gesagt — für unwiderstehlich und beweisete nicht, im Handumdrehen der Goldgrube zu fangen, auf dessen Jagd er ausging.

Aber die ganze Sache war ihm un-sympathisch.

Er war eine offene und vornehme Natur. Nun reiste er infognito — d. h. man konnte von seinen Schulden nichts ahnen, weil sein gültiger Untel ihn mit Reisegeld so reichlich versehen hatte, daß man ihn für einen wohl-situirten Kadavrier halten mußte, ja, auch den preussischen Offizier in ihm ahnen konnte.

Ueberhaupt, man reiß im Grunde immer incognito. Es thut wohl, zu fühlen, daß man mehr sei, als die anderen Mitreisenden des D-Zuges. Ist man aber weniger, thut es auch wohl.

Wer hätte dem schneidigen Kurt seine Bedrängniß angemerkt? Zweimal schon hatte der eben so leidige, als groß-müthige Untel seine Schulden bezahlt. Nun aber hatte er dem Neffen einen Wink gegeben, wo eine reiche Braut zu finden sei. So reiste man denn an dem Comfoe.

„Fui“, sagte Kurt zu sich selbst. „So zu fagen aus dem Hinterhalte den Laffo um den Nacken eines abnungs-losen jungen Weibes werfen, wie häß-lich! Aber wahrhaftig, es geht nicht anders. Warum auch hatten die „kleinen Mädchen“, die er geliebt, kein Geld? Warum waren die jungen, rei-zenden Frauen, die er so heiß begehrte, immer schon verheirathet? Warum hatte er sich nicht in eine richtige Kom-merzienrathstöchter verlieben können? Wie einfach wäre das gewesen. Aber die Erdinnen wimmeln garnicht so herum, wie man es nach Romanen und Novellen glauben sollte.“

Als er in der „Benion du lac“ in Como ankam, war das Diner schon vorüber. Er ließ sich ein englisches Beefsteak braten und erfuhr inzwischen, daß seine Zutrittstige mit ihrer Ge-sellschaftin anwesend sei. Wahrschein-lich befand sich die Dame im großen Musiksalon, wo heute getanzt wurde, wie immer am Mittwoch. „Also eine Art von Reunion“, dachte Kurt.

Nachdem er nebstbürgerlich satt ge-berden, war er sich in seinen hochheinen Gesellschaftsang. Von dem welt-be-rühmten See hatte er bei der Ankunft nur ein silberblinendes Gächchen ge-sehen, umschlossen von steilen, waldigen Höhen, irgendwo ein weißes Kirchlein. Am Comfoe angekommen und garnicht an den See denken, es ist ein Stambal! Nochmals Fui! über diese Mitgift-jagd! Sonderbar, wie die Tanzgesell-schaften in Kurtsalen und Pensionen einander ähnlich sehen!

Eine spärliche, dunkle Gruppe von Tänzern in der Nähe des kleinen Orchester's — eine Reihe junger Damen in toletten, hellen Toiletten auf Stül-chen sitzend — zur Auswahl — dahinter auf einer Glorade die zahlreichen Herren und Damen, die nicht tanzen, sondern nur zusehen.

Kurt, der wie ein neuer Tänzer aus-fah, wurde vielfach bemerkt.

Er lugte scharf aus, die junge Dame, die er suchte, sollte etwas emanzipirt sein — eine Sportlady, eine „Globe“-Theaterin. Sie reifte das ganze Jahr. Ach, wie unangenehm ihm das alles war. Sie hieß Irma von Nagy und

Scheinbarer Widersprach. „Sie besitzen unfehlbar viel Mutter-wig.“

„Jawohl, den hab' ich von meinem Vater geerbt.“

Erklärung. Karlichen: „Papa, warum nennt man die Sprache immer die Mutter-sprache?“

Der Papa: „Weil die Vater selten Gelegenheit haben, ein Wort zu sagen.“

Aus einem Studentenbriefe. Lieber Onkel! Ich befinde mich in einer momentanen Geldverlegenheit, wie sie momentan gar nicht gedacht werden kann.

Bedenkliche Redewendung. Wirth (einer Verberbertheile, zu ein paar sich eben setzenden Stammvätern): „Was werden denn die Herren heute Abend nehmen?“

Aus der Schule. Lehrer: „Warum sollen wir das Alter ehren?“

Der kleine Jfidor: „Weil die alten Leute in der Regel das meiste Geld haben.“

Immer derselbe. Lehrer (zum Hausherrn, um dessen Tochter anhaltend): O seien Sie über-zugt, Herr Dietrich, daß ich der Ge-liebten ein Leitfaden durch's Leben sein werde.

Gefängniß-Inspektor: „Das ist doch zu kurz; jetzt sind Sie schon zum fünf-undzwanzigstenmal eingeliefert wor-den.“

Arrestant: „Wirklich, also eine Art Jubiläum; da trinken wir eins, Herr Inspektor!“

Ein fischer Kerl. Mutter: „Annamit, wie g'fällt Dir denn dem Köpfbauer sein Sepp?“

Dochter: „Na, wenn der an schön'es G'schau hält, g'rade Hagen und lan Budel net, dann war' er a hübscher Bua.“

Vor Gericht. Richter: „Wenn Sie keine untreu-ligen Absichten hatten, warum gingen Sie dann auf Strümpfen?“

Einbrecher: „Ich hatte gehört et wäre ein krankes Kind im Hause.“

Erzählung. „Was, das soll ein Out sein? Das ist ja ein Dede!“

Ladenbesitzerin (beleidigt): „So! dann paßt er ja ganz gut auf eine alte Schachtel!“

Plappermäulchen. „Wo ist denn die Rama hin-gegangen?“

„Sie sind gerade so wie der Papa, Sie möchten auch immer wissen, wo Rama hingehit, sie sagt's ihm aber nicht.“

Voshaft. „Man hört Sie ja gar nicht mehr singen, Fräulein Emma!“

„Der Arzt hat's mir streng unter-sagt.“

„Der wohnt wohl in Ihrer Nachbar-schaft?“

Bedenklich. „Vor mehreren Jahren war ich dermaßen in ein junges Mädchen verliebt, daß ich wie ein Blodfischer herumlief.“

Dame: „Ach, Sie Aermster! Und davon haben Sie sich noch immer nicht erholt?“

Oh weh! Volkredner: „Von den zwei harten Giern habe ich Kopfschmerzen be-kommen.“